

ebenso wie mit Menschen aus der politischen und gesellschaftlichen Zusammenarbeit, die mich zu Rat ziehen oder mit denen ich zusammenkomme (Lokalpolitiker, Menschen von a. i., von der Friedensinitiative, ebenso wie aus dem evangelischen Kirchenvorstand), schaffen mir Boden unter den Füßen. Es befriedigt mich ungemein, einfach dazuzugehören und meinen Teil beizutragen.

Ergebnis

Die Hilfen zum Leben, die uns als Klerikern gegeben sind, haben also nicht alle wirklich geholfen. Den Geist von Glauben, Hoffen, Lieben kriegt man anderswoher, und jedenfalls ich mußte ihn mitbringen und auch von Leuten außerhalb unserer Organisation stärken lassen. Es reicht nicht zu einer tragfähigen Spiritualität des Diözesanpriesters in der Klerusgemeinschaft, so sehr auch die Verbundenheit da ist.

Es wäre sehr angebracht, hätte man uns das Beten der Kirchenväter, der Mystiker, der östlichen Kirche gelehrt. Eine entsprechende Lebensweise würde sich daraus sicher von selbst ergeben. (So wie in Japan kein Mönch die Verantwortung für einen Tempel und dessen Gemeinde und Gottesdienst übertragen bekommt, der nicht einige Zeit in der Meditation des Zen geübt hat. So ist sein Leben um das Gebet zentriert, und zwar um die direkte Art des Einswerdens mit dem Einen, dessen Namen nicht genannt wird. Das Leben wird dadurch von selbst gefördert, und die Aktivität kommt sicher nicht zu kurz. Schon der alte Mose hat dies gezeigt, und Jesus mit seinem Leben ebenso.)

Ich hatte Glück, daß ich nicht vergeblich gesucht habe. So ist mein Leben voll gelungen. Das Gespräch mit den Leuten von der „Diakonia“ hat mich zu einer Rückschau gebracht, die mir selbst sehr gut tut. Vielleicht kann sie Mitbrüder auf ihrem Weg trösten und bestätigen. Wir haben keinen Grund, niedergeschlagen und verdrossen zu sein. Gott ist mitten in unserem Leben.

Martha Sonntag

Begleitung in Einsamkeitssituationen Möglichkeiten und Aufgaben für die Kirchen

Nach drei Berichten über fast ausweglos erscheinende Situationen der Vereinsamung beschreibt die Verfasserin den Wert kirchlicher Beratungseinrichtungen, die aber auf ein entsprechendes Engagement der Gemeinden und einzelnen Christen angewiesen sind.

red

Begegnungen in der Praxis

Schmal, blaß, mit herunterhängenden halblangen Haaren sitzt sie mir gegenüber und weint – ein wildes, aufbäumendes Schluchzen. Ich kenne diese Situation aus einer dreijährigen Beratungsgeschichte. Frau B. ist wieder in ihr Tief geraten, sie wehrt sich verzweifelt gegen ihre Situation. Sie erwartet nicht von mir, daß ich sie für sie ändere. Jedoch erwartet sie mein Zuhören, mein Mitgehen, mein Mitfühlen. Ich spüre, daß ich ihr in diesem Augenblick auch gar nichts anderes geben kann als mein Dasein. Die konstante Begleitung ist wahrscheinlich viel wichtiger als die therapeutischen Angebote zur Diagnose und zur Veränderung – denke ich heute an diesem Morgen und halte das Weinen aus, auch die Bitterkeit ihrer Vorwürfe. Und ich wähle behutsam die nächsten Worte. – Frau B., 43 Jahre, alleinstehend, wohnt immer noch in einer Studentenbude. Nach dem Scheitern ihrer ersten Berufsphase, in der es erhebliche Beziehungsschwierigkeiten gab, suchte sie ihre Zuflucht beim Studium. Nach verschiedenen mißlungenen Prüfungsanläufen will sie jetzt den Abschluß mit einer Magisterarbeit zustande bringen. Der Ballast, den sie mit sich schleppt, ist erheblich: ständige psychosomatische Beschwerden, Isolation im Uni-Bereich, Ausgrenzung in der Herkunftsfamilie (die Geschwister sagen: „Die ist doch verrückt!“), Mangel an freundschaftlichen Kontakten. „Wenn ich nur einen Menschen hätte, der mit mir spazieren geht, oder ins Kino. Einfach mal jemand, mit dem man ein bißchen reden kann, damit das Alleinsein nicht so erdrückend ist!“ Freilich

weiß ich, daß die Ursache dieser Misere in der desolaten Entwicklungsgeschichte von Frau B. liegt. Eine lange Therapie in einer anderen Stadt hat bei ihr nicht das bewirkt, was Frau B. erhofft hatte. Ich weiß auch, daß ihr tiefsitzendes Mißtrauen, ihre Selbstzweifel eine erhebliche Barriere sind für die Begegnung mit anderen. Jetzt ist die Beratungsstelle für sie wie ein Rettungsanker.

Ich sehe hinter dem leidenden, verunglückten Menschen den anderen: ihre Warmherzigkeit, ihr soziales Engagement, ihre intellektuelle Potenz, ihre kreativen Begabungen, ihr Lächeln, wenn sie Vertrauen faßt. Aber was kann ich, mit der einen Stunde in der Woche, bewirken?

(Bericht einer Mitarbeiterin an einer von den Kirchen getragenen psychologischen Beratungsstelle für Ehe-, Familien-, Lebensfragen.)

Die Station der Nervenklinik hat mich angerufen. Herr M. (35) liegt apathisch in seinem Bett. Ich kenne nur seinen Namen und seine wichtigsten Daten aus dem Aufnahmebericht der Klinik. Er wurde gefunden mit einer Überdosis an Schlaftabletten. Gerade noch hat es gereicht, den Suizid zu verhindern.

„Möchten Sie erzählen, wie es gekommen ist?“ Schweigen. Dann trotzig: „Warum habt ihr mich nicht sterben lassen, ich will nicht mehr leben . . .“ Ich kann verstehen, daß jemand, der an der Grenze war, zunächst wütend ist, weil ihm der erlösende Freund Tod entzogen wurde. Ich kenne diese Situation aus vielen ähnlichen, wo ich gerufen werde, um die ersten Schritte eines solchen Menschen ins Leben zu begleiten. Ich weiß, daß wir viel Zeit miteinander brauchen. – Einige Tage später erfahre ich von ihm die Geschichte: Herr M. arbeitet als Zahntechniker. Er hat mit viel Eigenarbeit ein Haus gebaut und vor fünf Jahren geheiratet. Wie er meint, war die Beziehung zu seiner Frau gut, er wähnte sich glücklich. Da überfällt sie ihn innerhalb von wenigen Tagen mit dem Entschluß, auszuziehen. Sie will die Ehe beenden. Herr M. vermutet, daß ein Mann dahintersteckt, aber sie leugnet dies. Sie spricht nur davon, daß sie es mit ihm nicht mehr aushalte . . . Nun ist für Herrn M. alles zusammengebrochen. Er sitzt im leeren Haus,

er weiß nicht, was er machen soll in seiner Freizeit. Er irrt durch die Straßen und zweifelt an sich, an seinen Chancen, noch einmal ein neues Leben beginnen zu können. In einer übermächtigen depressiven Welle nimmt er dann seine Tabletten.

Ich fühle meine Hilflosigkeit. Ich kann diesem Mann seine Frau nicht zurückgeben. Längerfristig wäre sicher eine Beratung nötig, um die tieferliegenden Konflikte seiner Persönlichkeit aufzuarbeiten. Aber jetzt? Aktuell? Morgen wird er entlassen. Ich könnte vielleicht einen Arbeitskreis anrufen, der sich um Suizidale kümmert. Aber Voraussetzung ist, daß Herr M. sich dort anmeldet. Wird er es tun? Wird jemand ihm die Brücke bauen? Was passiert in dem großen Vakuum, das sich jetzt auftun wird, wenn er heimkommt – bis dahin, wo eine Hilfe von außen greifen kann?

(Bericht eines Klinikseelsorgers in der Supervisionsgruppe.)

„Daß ich überhaupt heute zu Ihnen kommen konnte, verdanke ich nur dem Besuch meiner Schwester“, sagt mir eine 29jährige Frau, alleinerziehende Mutter mit einem zehn Monate alten Baby daheim. Sie stammt aus dem Norden, kennt in der Stadt so gut wie niemand. Ihre Schwester ist auf Besuch für einige Tage angereist. Jetzt kann Frau L. einmal ohne Baby in meine Sprechstunde kommen. Der Anlaß für unser Gespräch ist, wie häufig in den letzten Monaten, irgendeine Regelung der Sozialversorgung. Aber der tieferliegende Kummer von Frau L. ist da, wo meine Institution und die Querverbindungen nicht mehr helfen können. – Frau L. hat eine Ausbildung als Altenpflegerin absolviert und will in diesem Beruf auch tätig sein. Da lernt sie einen etwas jüngeren Mann kennen. Er erscheint ihr zwar ziemlich labil, aber da beide – sie und er – oft vom Gefühl des Alleinseins überfallen werden, wächst unversehens eine intime Beziehung, so eine Art Flucht-und-Trost-Beziehung. Sie wird schwanger, Abtreibung kommt für sie aus ethischen Gründen nicht in Frage.

Der Partner, zu der Zeit arbeitslos, soll eine Ausbildungsmöglichkeit im Süden bekommen. Frau L. fährt ihm, hochschwanger, nach. Es kommt zu großen Auseinandersetzungen zwischen den beiden. Frau L. er-

fährt, daß er mit Drogen zu tun hat. Sie weiß nicht, wo sie hin soll. Ihr Verhältnis zu ihrer Familie daheim ist nicht tragfähig. Kurz vor dem Geburtstermin bekommt sie große Schmerzen. Die medizinische Situation ist lebensgefährlich für Mutter und Kind. Der Arzt veranlaßt sofortige Einweisung in die Universitätsklinik. – Trotz schlimmer Befürchtungen ist ihr kleiner Junge lebensfähig. Frau L. bleibt einige Wochen in der Frauenklinik, das Kind in der Kinderklinik. Über die Sozialarbeiterin der Klinik erreicht Frau L. die notwendigen Hilfen, nachdem die Beziehung zum Vater des Kindes endgültig abgebrochen ist. – Frau L. hat mit unserer gemeinsamen Unterstützung in ihrer Situation viel erreicht: eine kleine Wohnung, ausreichende Sozialhilfe. Sie nimmt auch von sich aus Kontakte auf zum Verein alleinerziehender Väter und Mütter. Doch, sagt Frau L., „was hilft mir ein Verein mit seinen gelegentlichen Veranstaltungen, wenn mir abends die Decke auf den Kopf fällt, wenn ich buchstäblich 24 Stunden für meinen Jonathan verantwortlich bin. Wenn er seine Schreianfälle bekommt, könnte ich ihn vor Verzweiflung an die Wand klatschen! Wie soll ich jemals eine regelmäßige Beratung in Anspruch nehmen, wenn ich niemand habe, der auf das Kind aufpaßt. Das Geld reicht nicht für Babysitterdienste. Und was ist, wenn ich einfach mal ins Kino möchte, einfach so mal am Sonntag weggehen, ohne ein Kind auf dem Arm . . .“ Frau L. ist eine von vielen Alleinerziehenden. Trotz großem sozialem Engagement der Kirchen und Länder sind die wesentlichen Fragen nicht gelöst.

(Bericht einer Sozialarbeiterin bei einer diakonischen Bezirksstelle.)

Engagement der Kirchen

Die drei geschilderten Lebensschicksale stehen an dieser Stelle für ein ganzes Heer von einsamen, allein gelassenen Menschen in unserer Gesellschaft. Die Anlässe und Gründe für die Einsamkeit sind an anderer Stelle dieses Heftes aufgezeichnet. Wir stellen uns die Frage, was unsere Kirchen (katholische und evangelische) mit dieser aktuellen Situation zu tun haben.

Die drei Bereiche der Verwirklichung christlicher Botschaft waren und sind im Verlauf

der Geschichte geblieben: die Verkündigung, die Liturgie und die Diakonie. Nun war die Sorge für Arme, Kranke, Gescheiterte lange allein die Aufgabe der Kirche, ein Werk der Barmherzigkeit frommer, selbstloser Menschen. Immer mehr hat in unserem Zeitalter der Staat die Sozialhilfe übernommen, er ist sozusagen „zuständig“ für alle Arten von Elendssituationen. Der Bürger zahlt u. a. dafür seine Steuern. – Daneben werden von den Kirchen (oder kirchlichen Verbänden wie Diakonisches Werk und Caritas) viele soziale Einrichtungen getragen mit zum Teil erheblichen staatlichen Zuschüssen. Die Frage ist aber, inwieweit unsere Kirchen diese Aufgaben sehen als eine Antwort auf den Anruf der Not unserer Zeit. Alleinsein und aus dem sozialen Netz herausfallen ist vielleicht heute eine ebensolche Epidemie wie einst die großen Geißeln der Menschheit.

Man wird mit Respekt sagen müssen, daß seit den ersten Anfängen nach dem Krieg innerhalb der Kirchen ein großes System von Beratungsdiensten entstanden ist, meist auf Initiative von aufmerksamen einzelnen oder Basisgruppen. Solche Dienste können Anlaufstelle für den genannten Personenkreis sein. Wenn man das Verzeichnis kirchlicher Dienste eines größeren städtischen Dekanats in die Hände bekommt, ist man erstaunt: neben der Telefonseelsorge gibt es eine ganze Reihe von spezialisierten Diensten für die psychologische Versorgung, gibt es praktische Hilfsdienste, gibt es Selbsthilfegruppen. Wir verdanken diese Impulse im wesentlichen dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Dort wurde ein Ruf nach dem Dienst der Kirche in der Welt und ihrer Zusammenarbeit mit den humanistischen Disziplinen aufgenommen. Das „aggiornamento“ Johannes' XXIII. wurde gehört und hat – heute noch – seine Wirkung.

Da ich selbst 21 Jahre an einer psychologischen Beratungsstelle in kirchlicher Trägerschaft gearbeitet habe, kenne ich aber die Schwierigkeiten, mit denen diese Institutionen zu kämpfen haben. Es hat sich nach den ersten Gehversuchen dieser Beratungsdienste am Ende der 60er Jahre sehr bald erwiesen, daß fachkundige Hilfe von geschulten, ausgebildeten Kräften übernommen werden

muß und daß darum z. B. psychologische Beratungsstellen und psychosoziale Dienste relativ viel Geld kosten. Jede neue Planstelle, die besonders wegen der langen Wartezeiten an den Stellen für die Ratsuchenden notwendig wird, bedarf vom Tag der Beantragung ab eines harten Kampfes bei den zuständigen Stellen. Selbst wenn der Finanzausschuß des Ordinariats (Oberkirchenrats) Geld einplant, wenn der zuständige Referent von der Notwendigkeit der Erweiterung überzeugt werden kann, so ist noch lange nicht sicher, ob sich im Diözesanrat (Synode) eine Lobby findet für die Ausdehnung dieser Dienste. In Rivalität mit anderen Antragstellern (die sicher alle ihre Berechtigung aufweisen können) beginnt das Gerangel um die wenigen neuen Planstellen im jeweiligen Diözesanhaushalt.

Außerdem werden die sozialen Dienste immer wieder hinterfragt nach ihrem „Proprium“, d. h. wie verträgt sich soziale Arbeit, psychologisches und therapeutisches Angebot, mit dem seelsorglichen Auftrag der Kirche. Manchmal ist schwer verständlich zu machen, daß die Zuwendung zum notleidenden Menschen eo ipso Vollzug christlicher Botschaft ist. Bei solchen Debatten erinnere ich mich häufig an ein Gefühl bei einem Erlebnis am Ende des Krieges, das ich in Analogie anführen möchte: Als junges Mädchen stand ich vor dem brennenden Haus meiner Freundin. Brandbomben hatten das Wohnhaus der Familie, das auf einem der Bundesbahn gehörenden Gelände stand, getroffen. Während die Flammen lichterloh aus dem obersten Stockwerk schlugen, wurde ich Zeuge eines Streites zwischen Männern der Bahn, wer nun zuständig sei: ihre Feuerwehr oder die der Stadt. Unsere eigene Initiative hat dann die amtlichen Helfer nachgezogen.

Was Beratungsdienste nicht leisten können . . .

Selbst wenn wir noch viel mehr für die Ausweitung unserer fachlichen Beratung tun könnten, so bleibt doch gerade das offen, wovon unsere Fallbeispiele eingangs reden. Die Beraterin im Fall I weiß sehr wohl, daß ihre Hilfe nur eine Hilfe zur Selbsthilfe sein kann. Wie aber, wenn die Kräfte jener Frau nicht ausreichen, ihre eigenen Ressourcen anzu-

gehen? Was geschieht auf dem langen Weg der einsamen Wochenenden und Abende? Da ist ein Bereich, wo unsere speziellen Dienste überfordert sind. Man spricht oft von der „Komm-Struktur“ dieser Stellen. Daß es darüber hinaus innerhalb der Kirchen noch etwas anderes geben sollte, ein Offensein und ein „Nachgehen“ in Einsamkeitssituationen, wäre dringend notwendig.

Im Fall II: Nehmen wir an, der junge Mann findet nach der Krise zurück in seine Arbeitswelt. Nun könnte man leichthin sagen: „Der wird schon wieder eine Frau finden!“ Wie aber, wenn er unter Kontaktstörungen leidet, wenn er sich nicht mehr zutraut, auf eine Frau zuzugehen. Wo sind Begegnungsmöglichkeiten angeboten, die nicht ausbeuterisch um Kunden werben, sondern Offenheit und Unverbindlichkeit anbieten, die vielleicht ein erster Schritt sein könnten zum näheren Kennenlernen?

Fall III, die Alleinerziehende. Unsere Kirche wirbt um das Ja zum Leben. Sie richtet Stellen ein für Schwangerschaftskonfliktberatung. Sie sichert erste finanzielle Hilfe zu. Es gibt Heime, wo Frauen vorübergehend unterkommen können. Wenn man aber das Problem konkret ansieht, ist das alles nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. Die Ausgrenzung aus beruflichen Kontakten, die Dauerinanspruchnahme der Mütter durch ihre Kinder ohne Entlastung durch einen Partner zehren die Kräfte einer solchen jungen Frau aus, zumal wenn noch die Fremdheit einer Stadt, ohne Familienangehörige und Freunde, hinzukommt. Neben den rein praktischen Fragen (wie dieses oder jenes dringende Bedürfnis der Frau gelegentlich auch ohne Kind erledigt werden sollte) spielt ja auch die tiefe Kränkung eine Rolle: „Ich bin allein mit meinem Kind.“ Die anfängliche Tapferkeit, ja vielleicht die Begeisterung für die Mutterschaft, wird auf eine harte Probe gestellt durch die Situation der Alleinerziehenden. Der Blick auf die kompletten Familien beim Sonntagsspaziergang kann zum Trauma werden.

Falls eine solche Frau dann vielleicht zufällig im kirchlichen Dienst war (etwa geschieden und wieder mit Partner lebend), hat sie größte Mühe, um ihren Arbeitsplatz zu kämpfen. Die Verbitterung, hier gerade in

besonderer Weise von der Kirche abgewiesen zu werden, weil ihre Lebenssituation nicht in die Richtlinien für kirchlich Bedienstete paßt, ist schwer zu verkraften.

Aus den Erfahrungen der Begrenztheit der Beratungsdienste stellt sich die Frage, ob wir nicht viel mehr Engagement der Gemeindemitglieder brauchen. Die eingerichteten Stellen reichen niemals aus, die vielfältige Not von Einsamkeit betroffener Menschen mitzutragen. Wo und wie können freiwillige und ehrenamtliche Helfer – Männer, Frauen, Jugendliche – gewonnen und vorbereitet werden auf ein erweitertes soziales Engagement? Vorbilder und Modelle gibt es genügend.

Begegnungsbereitschaft ist nicht nur eine Sache der Institutionen

Hier einige Beispiele: Fachkräfte einer Beratungsstelle in Zusammenarbeit mit Ärzten bilden einen Helferkreis aus für die Begleitung psychisch Kranker. Die Männer und Frauen haben sich eingefunden nach einem Aufruf in den kirchlichen Gemeinden. Diese Helfer werden mit ihrer Arbeit nicht allein gelassen. Sie treffen sich nach einer Vorbereitungszeit regelmäßig, um ihre Erfahrungen auszutauschen.

Ein Klinikpfarrer ruft auf, es möchten sich doch Menschen melden, die in der Lage sind, langfristig Kranke in den Kliniken regelmäßig zu besuchen und für diese kleine Dienste zu erledigen. Auch dieser Personenkreis wird durch den Klinikpfarrer regelmäßig unterstützt.

Eine Pastoralassistentin meint, es wäre doch nicht genug getan, wenn einmal im Jahr an Fasnacht ein „Ball einsamer Herzen“ stattfindet. Sie organisiert einen regelmäßigen Treffpunkt für junge (und ältere) Menschen – unverbindlich, offen. Sie läßt sich etwas einfallen, damit hier keine Langeweile und Verkrampfung aufkommen.

Ein Jugendseelsorger motiviert seine älteren Jugendlichen, Babysitterdienste bei Alleinerziehenden anzunehmen. Sie sollen dafür kein Geld nehmen für den regelmäßigen Dienst, zu dem sie eingeteilt werden. Eine Vermittlungstelefonnummer wird bekanntgegeben, und zwar nicht nur in der Gemeinde, sondern in der Zeitung. Die diensttuen-

den Jugendlichen haben dann in ihrer Gruppe Gelegenheit, in begleitenden Gesprächen etwas zu lernen über Entwicklungspsychologie, über praktische Kinderbetreuung. Es ergibt sich in solchen Runden auch, über Voraussetzungen für gelingende Partnerschaft zu sprechen.

Wege moderner Seelsorge werden mehr denn je über Delegation und über Initiative derer gehen, denen Glauben an die christliche Botschaft mehr als ein Abstraktum ist. Eine Gemeinde kann jeweils nur einen Rahmen anbieten: ihre Räume, ihre Kartei. Oft erschöpfen sich aber kirchliche Aktivitäten außerhalb der Gottesdienste und des Unterrichts in Angeboten für diejenigen, die ohnehin „dazu“ gehören: die aktiv sind, die zum Gottesdienst kommen, die man kennt. Die wirklich Einsamen, die mit den obengenannten Nöten Belasteten, findet man bei diesen Angeboten wohl kaum. Denen muß man nachgehen, sie suchen, sie anrufen, Gruppen bilden, Begegnungsmöglichkeiten planen und durchführen. Das erfordert Ausdauer und Frustrationstoleranz bei Enttäuschungen und Vergeblichkeit.

Priesterausbildung und Einzelfallhilfe

In diesem Zusammenhang frage ich mich gelegentlich, wie es denn um die seelsorgliche Sprechstunde unserer Gemeindepfarrer bestellt ist. Seit es keine Menschenschlangen mehr vor den Beichtstühlen gibt, könnte ja doch ein Bedürfnis bei den Gemeindemitgliedern bestehen nach einem Gespräch in schwierigen Lebenssituationen, bei Entscheidungsfragen nach Maßgabe des Gewissens. – Sicher gibt es viele Gespräche aus Anlaß: Taufe, Hochzeit, Beerdigung, Krankheit. Aber wenn ich so unsere Pfarrer höre mit ihrem übervollen Terminkalender, da hätte ich wohl selbst nicht viel Lust, mich zu melden zu einem Gespräch in persönlicher Notlage. Ich müßte ja erst einmal den Anlauf über die Sekretärin nehmen. Selbst wenn dies zu umgehen ist, könnte es mir vielleicht passieren, daß unser Gespräch dreimal vom Telefon unterbrochen wird (wie mir von jemand berichtet wurde). Freilich gibt es auch positive Beispiele.

Abgesehen von der terminlichen Überforderung und dem mangelhaften Arrangement

für Gesprächskontakte, frage ich mich manchmal, ob unsere Pfarrer solche Gespräche denn wollen und ob sie in der Lage sind, sie zu führen. Welchen Raum – so darf man fragen – nimmt denn in der Priesterausbildung der psychologische Background der Pastoral ein? Was wird gelehrt über Menschenkenntnis, Krankheiten, Entwicklungsstörungen, Konflikte? Wo wird Gesprächsführung gelehrt, die weiterhilft und sich nicht in Belehrung erschöpft? Wo wird informiert über psychosoziale Dienste, wie sie arbeiten und was sie leisten können? Wo bleibt, im Streß einer großen Gemeinde, noch ein Funken Phantasie für Gebiete der Seelsorge, für die es noch kein „Programm“ gibt?

Ich glaube, daß hier noch ein weites Feld für die Zukunft offen bleibt.

Margarethe Skoda

Anruf aus der Einsamkeit

Der diakonale Dienst der Telefonseelsorgerinnen und -seelsorger wird vor allem von Menschen in Anspruch genommen, die vereinsamt sind. Wie stellt sich diese Einsamkeit dar, und was können Telefonseelsorger „anbieten“? red

Als ich vor Jahren Peter Handkes Erzählung „Wunschloses Unglück“ las, fand ich eine Passage, die in ihrer Aussage genau dem entspricht, was Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter einer Telefonseelsorge täglich zu hören bekommen.

Der Dichter läßt darin die Mutter schreiben: „Bei jedem angenehmen Gedanken fällt die Tür zu, und ich bin wieder allein mit meinen lähmenden Gedanken . . . Mein Mann war fünf Tage hier, und wir hatten nichts miteinander zu reden. Wenn ich ein Gespräch anfrage, dann versteht er nicht, was ich meine, und dann rede ich lieber nichts . . . Ich kann es im Haus nicht aushalten, und so renne ich halt irgendwo in der Gegend herum. Nun stehe ich etwas früher auf, das ist die schwierigste Zeit für mich, ich muß mich zu irgend-

etwas zwingen, um nicht wieder ins Bett zu gehen. Ich weiß jetzt mit meiner Zeit nichts anzufangen. Es ist eine große Einsamkeit in mir, ich mag mit niemandem reden . . . Ich rede mit mir selber, weil ich sonst keinem Menschen etwas sagen kann. Manchmal kommt es mir vor, als wäre ich eine Maschine. Ich würde gerne irgendwohin fahren, aber wenn es finster wird, bekomme ich Angst, nicht mehr hierherzufinden . . . Jeden Tag mache ich dieselben Arbeiten, und in der Früh herrscht wieder Unordnung. Das ist ein unendlicher Teufelskreis. Ich möchte wirklich gerne tot sein . . .“

Handke beschreibt hier nicht die selbstgewählte Einsamkeit eines Menschen, der sich zurückzieht, um nachzudenken, um sein Leben zu ordnen oder um sich von Streß und Getriebe zu erholen, sondern die Bitternis der Isolation, die einem Menschen ungewollt von außen oder von innen auferlegt wird. Das kleine österreichische Dorf in Kärnten, in welchem die Mutter abgeschlossen und vereinsamt lebt, weil jeder um sie herum seine eigenen Wege hastet, unterscheidet sich in keiner Weise von anderen Orten, an denen Menschen aneinander vorüberreichen. Mag dies Rom, Paris, New York oder Wien sein, eine Kleinstadt im nördlichen Niederösterreich oder eine Fremdenverkehrsgemeinde in Tirol, Einsamkeit ist weltweit.

Einsamkeit als Zentralthema der Telefonseelsorge

Wir kennen sie, die Menschen, die im Teufelskreis ihres Alleinseins leben und deren Schrei nach Hilfe niemals erhört wird. Telefonseelsorger wissen von den schweigend Leidenden, den tränenlos Weinenden. Manchmal wissen sie jedoch nicht, ob sie das Seufzen einer Frau oder eines Mannes wahrnehmen, wenn auf ihr „Ich bin da“, „Sie können sprechen“ die Stummheit des Anrufers antwortet und sie den dunklen Schatten einer Verlassenheit spüren, die der andere so abgrundtief empfindet, daß kein Wort ihr Gestalt verleihen könnte. Einsamkeit, gepaart mit Vergleichen und Ausweglosigkeit, daraus erstellt sich eine große Anruferzahl (es überwiegen die Anruferinnen) der Telefonseelsorge Wien.

Ich entnehme der Statistik des Jahres 1989 folgende Zahlen: Bei einer Gesamtzahl von